

Es fing an mit einem Mann, der seine Familie „Krieg“ nannte und seine Tochter „Mama“. Anna Prizkau war in mein Büro gestürmt in Berlin in der Mittelstraße unter dem Dach mit ihren roten Locken und ihrer Energie. Sie war als Praktikantin ins Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung gekommen. Sie hatte so viele Ideen und so viel Lust, sie umzusetzen. Sie schwärmte, ich glaube von den Fans von Eintracht Frankfurt und von Puschkins Gedichten, sie kannte die besten Texte aus unserem Feuilleton beinahe auswendig und sie wollte einfach und vor allem mitmachen.

Dabeisein, wo etwas Neues, etwas Aufregendes entstand, jede Woche neu. Und als wir also mit Puschkin und der Eintracht durchwaren, erzählte sie von „Woina“, dem russischen Wort für „Krieg“. So nannte sich eine radikale Künstlergruppe aus Russland, deren Kern tatsächlich eine junge Familie war, die Aktionskunst machte. Oder besser: aktiven Vandalismus gegen die Staatsmacht betrieben. Ich glaube, Woina war damals zur Biennale eingeladen worden und Anna Prizkau trat mit ihnen in Kontakt. Der Vater war stolz auf gerade erst von ihnen angezündete Polizeiwagen, und auf seinen dreijährigen Sohn Kaspar, der aufgrund seiner aktionistischen Tätigkeit schon dreimal verhaftet worden sei. Der Tochter namens „Mama“, so hoffte er, stehe eine ähnlich rasante Karriere bevor. In dem Interview, das Anna Prizkau mit ihm führte, fragte sie den Woina-Chef: Muss Kunst politisch sein? Seine Antwort: „Kunst darf heute nur noch politisch sein und sonst nichts. Alles, was keine Politik ist, ist keine Kunst, sondern nur eine tote Vogelscheuche gefüllt mit Scheiße und Reflexion.“

So fing das an. So trat Anna Prizkau in meine Welt und in die des Feuilletons. Und es war einfach sofort klar, dass hier eine Frau nicht nur erstaunliche und gefährliche und revolutionäre Leute kennt, sondern dass sie vor allem selbst wahnsinnig gut schreiben kann. Dass sie aus Russland kommt, wusste ich überhaupt nicht, bevor sie in bestem Russisch den Woina-Chef interviewt hatte. Sie schrieb

dann über Künstler in Berlin, fuhr in die Ukraine, ins Kriegsgebiet, ganz nahe der Front, wo sie den genialen ukrainischen Dichter der Freiheit, Serhi Zhadan, interviewte, sie fuhr nach Ostdeutschland und nach Albanien und zum Sänger Dagobert.

Anna Prizkau reist mit offenen Augen, ohne Meinungen und mit tausend Fragen in die Welt. Sie weiß, dass auch Reportagen, die nicht politisch sind, Vogelscheuchen sind, gefüllt mit Scheiße. Aber vor allem weiß sie, dass eine Reporterin, die ihren Namen verdient, nicht mit einem festen Standpunkt anreist, sondern dass politisches Schreiben, das wir meinen, aus Anschauung entsteht. Aus radikaler Offenheit. Und der Kunst, zuhören zu können. Und diese Kunst der Offenheit und des Hörens – mithilfe all der Erfahrung, die man hat, dem Leben, das man gelebt hat, der Schreibkunst, die einem gegeben ist, in Texte zu verwandeln, die Neues erzählen. Auf eine neue Art.

Ich habe sehr gehofft und ein bisschen wohl auch geahnt, dass sich Anna Prizkau in ihrem Schreiben zwischendurch immer mal wieder von der harten Wirklichkeit lösen, sie sozusagen einmal in die Luft werfen, sie neu betrachten, neu formen würde auf ihre Art, um sie ganz neu aufzuschreiben. Habe gehofft, dass sie – Literatur schreibt. Fiktionen. Über ein anderes Leben, ein neues Leben, „(Fast) ein neues Leben“.

Was für ein phantastisches Buch ist es geworden, das wir hier heute gemeinsam feiern! Was für eine phantastische Autorin steht hier am Anfang ihres Werkes. „(Fast) ein neues Leben“ sind Stories aus der Gegenwart. Die alle zusammen eine Art Roman ergeben. Short Cuts aus einem eingewanderten Leben. Eine junge Frau ist in der Mitte entzweigerissen. Die ersten Jahre auf der Welt hat sie in „dem alten Land“ verbracht, wie sie es nennt, dem alten Land im Osten. Wo irgendwann Panzer auf den Straßen fahren, von einem Putsch die Rede war und das Mädchen, damals vielleicht sieben Jahre alt, mit den Eltern in den Westen floh. In „das neue Land“, in eine Stadt, die vielleicht einer Stadt wie Hannover gleicht.

Den Riss, der von nun an durch das Leben dieses Mädchens geht, will sie eigentlich gar nicht wahrhaben. Mit aller Entschlusskraft, Eindeutigkeit, Kraft und Biagsamkeit der Heranwachsenden ist sie entschlossen einfach nur dazuzugehören. Die neue Sprache zu sprechen, möglichst makellos, die Kleider zu tragen, wie all die Anderen, wenn irgendwie das Geld dafür aufzutreiben ist, die Liebe zu lieben, die Musik zu hören, die Leben zu leben, wie all die Anderen um sie herum. Den Riss, der durch ihr Leben geht, unsichtbar zu machen, so perfekt zu kitten, dass eines Tages vielleicht sie selbst ihn nicht mehr bemerkt. Ein heroisches, verrücktes und aussichtsloses Unterfangen.

Denn es ist das neue Land, das diesen Riss sichtbar halten möchte. Es sind die scheinbar Eindeutigen, die die Zweideutigen enttarnen. Es sind die, die bei anderen Schwächen suchen, um sich selber stark zu fühlen.

Es ist die Hand des Beamten auf dem Amt, die dieser wie zufällig immer wieder am Knie der von ihm Abhängigen vorbeistreichen lässt. Es ist die Faust des Jungen in der Straßenbahn, der nicht will, dass die junge Frau ins Handy diese fremde Sprache spricht.

Es ist die spielerische Einordnung in die Gruppe „Ost“, wenn an der Uni in einem Planspiel die Studierende nach Zugehörigkeiten sortiert werden. „Da gehörst du hin“.

Es ist der erste Auftrag einer Zeitung, für die sie über den Krieg im Osten berichten soll, obwohl sie nichts darüber weiß und es sie auch nicht interessiert.

Es ist das rassistische, extrem erfolgreiche deutsche Sachbuch, das der Vater ihres perfekten Freundes demonstrativ liest, als sie zum ersten Mal zu diesem Freund nach Hause kommt, um seine Eltern kennenzulernen. Der Riss ist da. Er ist in ihrem Kopf. Und dass sie ihn niemals vergisst, dafür sorgt die Welt um sie herum. Jeden verdammten Tag.

Vor allem aber und für die Erzählerin am dramatischsten, geht der Riss mitten durch ihr Elternhaus. Der Vater, früh zur Flucht aus dem alten Land entschlossen, tut alles dafür, schnell und bruchlos und erfolgreich und unauffällig und mit stetem Blick nach vorne im neuen Land anzukommen. Er arbeitet, passt sich an, verdrängt, kämpft um dieses neue Leben, um dieses neue Land. Auch um den Preis des Vergessens vielleicht. Die Mutter kann es nicht. Die Mutter hängt mit Herz und Kopf und Sprache und all ihren Erinnerungen an dem alten Leben fest. Sie kann es einfach nicht, diese verdammten Kompromisse jeden Tag, dieses willentliche Vergessen des Alten, das doch nötig ist, um Platz zu schaffen, für das Neue. Sie ist gefangen in einem Zwischenreich. Die alte Welt für immer verschlossen, die neue öffnet sich ihr einfach nicht. Weil sie - nicht wollen kann.

Die schrecklichste und dramatischste Geschichte in Anna Prizkaus Buch ist die, in dem die Mutter der Erzählerin es einmal mit Haut und Haaren versucht. Das Anpassen. Das sich-Vergessen. Das – ja - Sich-Hingeben an das neue Land, die neuen Männer, an einen neuen Mann. Es ist eine grauenvolle Geschichte. Auch weil sie radikal und schonungslos davon erzählt, wie auch die Wohlmeinendsten, wie auch die einem am liebevollsten zugewandten Menschen zu Mittätern werden können, wenn es darum geht, diesen geliebten Menschen endlich zur Anpassung zu zwingen! Ihn endlich in dieses neue Leben hineinzuzwingen, egal was es kostet. Egal welche Schmerzen erlitten werden. Egal welches Opfer gebracht werden muss. Hauptsache: endlich Ruhe! Endlich dazugehören! Endlich den Schrei zum Schweigen, die Tränen zum Versiegen bringen. Den Riss unsichtbar machen!

Es endet schrecklich.

Aber – das Buch erzählt auch tröstliche Geschichten. Ich merke schon, so wie ich es hier zusammenfasse, wirkt es ein wenig wie ein Horror-Kabinett. Es gibt aber auch zum Beispiel die herrliche Geschichte einer Kiosk-Besitzerin mit einem „Mund wie ein

Gefängnis“, die unserer Erzählerin ihr erstes Weihnachtsgeschenk für deren Mutter verkauft – eine geheimnisvolle Schachtel mit etwas wundersam Rätselhaftem wie Büroklammern darin. Und die – im heiter-selbstbewussten Widerstand gegenüber ihren rassistischen Kunden - aufs freundlichste zu dem kleinen fremden Mädchen hält. Winzige, tröstliche, leise Opposition gegen die Welt, so wie sie ist. Die Stories von Anna Prizkau sind dramatische, phantastisch erzählte Geschichten aus unserer Zeit. Über die Sollbruchstellen unserer Gesellschaft. Geschrieben aus einer unauffälligen Außenseiterperspektive. Der Perspektive der scheinbar ganz und gar Dazugehörenden. Das ist das Sensationelle dieser Geschichten. Auch weil der Blick der Erzählerin geschärft ist für alle Lügen. Auch die der fraglos und bruchlos hier Lebenden. Wie dieser perfekt schöne Junge zum Beispiel, vielleicht ihr erster Freund, mit den Lacoste-Hemden und er makellosen Haut und den makellosen Eltern und dem makellosen Haus, in dem er wohnt. Es ist natürlich seine Makellosigkeit, die Hemden, die Haut, die Glätte, die die an ihren Brüchen Leidende so anzieht. Und als auch er, der perfekte Lacoste-Boy sie irgendwie nicht in seinem Haus haben will, ahnt sie natürlich schon wieder: ‚klar, der wird auch einen netten, grauhaarigen Rassisten als Vater haben. Klar will der mich nicht zu Hause haben. Nachher werde ich noch enttarnt.‘ Doch bald schon wird ihr klar: auch die Makellosigkeit des Krokodil-Boys ist einem Schweigen abgetrotzt. Einem Selbsthass vielleicht. Einer brutalen Selbsteinpferchung. Dem Zwang zum Überkorrekten vielleicht. Jedenfalls ist das Wunder der unzähligen Pommes-Portionen, die er, aufs Erstaunlichste schlank bleibend, Tag für Tag verschlingen kann, in Wahrheit kein physiologisches Wunder, sondern Folge eine psychische Erkrankung.

Die Erzählerin sieht und schweigt.

Es wird wahnsinnig viel und laut und stimmenreich geschwiegen in Ana Prizkaus Geschichten. Der Vater schweigt, um seine alte Stimme nicht zu hören, Tochter und Vater schweigen gemeinsam, weil die verborgenen Geschichten, die sich vor allem um die Mutter

ranken, so groß und mächtig sind, dass für echtes Reden kein Platz mehr ist. Und als Vater du Tochter einmal, getrennt voneinander eine Art Glück finden, schweigen sie sowieso, um den Anderen, die Andere nicht zu beschämen. Die Mutter lebt ein Leben ganz gar in Schweigen. Und besonders schmerzhaft schweigt die Erzählerin einmal, nachdem sie in jener Straßenbahn zusammengeschlagen worden war. Und ihr Freund unbedingt von ihr wissen will, was geschehen ist. Weil sie aber fürchtet, ihr Freund, ihr Geliebter (der diesen Leser des Antitürkenbuchs zum Vater hat), könnte den Schlägern vielleicht recht geben, könnte vielleicht doch irgendwie ihr die Schuld daran geben, geschlagen worden zu sein, schweigt sie so lange du so beharrlich, dass den beiden nur die Trennung bleibt. Es ist Literatur, was wir hier vor uns haben. Erfundenes, in der Welt Gefundenes. Anna Prizkau teilt mit ihren Erzählerinnen manche äußere biographische Ähnlichkeit. Ihre Einwanderung aus jenem alten Land, aus Russland im Alter von sieben Jahren. Was ansonsten aus ihrem wirklich wahren Leben stammt in diesem Buch, geht uns nichts an. Ist auch für uns Leser gar nicht wichtig. Wichtig ist, dass sie auf diese mitreißende Art von dieser Fremdheit in uns erzählt. Der Fremdheit von Eingewanderten vor allem, Eingewanderten aus anderen Ländern, aber auch aus anderen seelischen Regionen vielleicht. Sie erzählt von diesem Bruch in der Gesellschaft und in vielen von uns. Vom Schweigen – vor allem aber erzählt sie in jeder Geschichte von der befreienden Kraft des Redens, des Schreibens, der befreienden Kraft der Literatur.

Meine Lieblingsstelle in dem Buch ist die, wenn die Erzählerin beschreibt, wie sie immer morgens hinter dem Türspalt zur Küche ihres Elternhauses sitzt und den Rauch der Vogue-Zigaretten einatmet, die ihre Mutter raucht. Sie liebt den Geruch, sie will unbedingt selber rauchen und hält stets eine unsichtbare Zigarette zwischen Mittel- und Zeigefinger, wenn sie da morgens sitzt, an diesem Spalt.

Vielleicht – um hier für einen Moment einmal die Schranke zwischen Fiktion und Wirklichkeit sanft anzuheben und kurz hindurch zu schlüpfen - musste ein Mädchen, das so früh die Kunst des fiktiven

Rauchens beherrschte, zur Dichterin werden. Wer ausgedacht rauchen kann, kann auch wahrhaftig schreiben, kann – wenn er oder sie Glück hat - Wirklichkeit so kraftvoll in Fiktion verwandeln, dass die Leser sie als Wahrheit lesen. In besonderen Glücksmomenten: als ihre eigene.

Vor ein paar Wochen war Anna Prizkau wieder mal als Reporterin fürs Feuilleton der FAS unterwegs, diesmal in Wiesbaden oder in Baden-Baden. Auf den Spuren jedenfalls, des rasenden Glückssuchers und großen Spielers Fjodor Dostojewski. Seit ihrem ersten Pushkin-Auftritt unter dem Dach in der Mittelstraße weiß ich ja, wie tief und genau sie ihre russischen Klassiker kennt. Jedenfalls hatte sie wohl die Idee, einfach auf den Spuren des unglücklichen Spielers ihr Glück, bzw. viel Geld zu machen. Sie hatte Dostojewskis Roman wohl so genau studiert, dass es auch wirklich klappte mit dem Glück und dem Geld und dem Champagner. Aber dann war es vielleicht irgendwann zu viel Champagner und sie hatte das unglückliche Ende des Romans wohl aus dem Blick verloren. Jedenfalls zitiert sie den Spieler Alexej aus dem Roman: „Morgen, morgen wird alles zum guten Ende kommen!“, das ist der berühmteste Satz des Romans und der letzte. Heute Nacht wird es meiner. Denn nach dem Champagner kommt das Pech.“ Und nach dem Pech kommt der neue Tag. Anna Prizkau läuft durch die Stadt, denkt an Dostojewski, findet ihn mit nackten Füßen auf einer Weltkugel stehend und weiß, dass man das Glück zwingen kann, wenn man die richtigen Bücher liest. Anna Prizkau schreibt, Alexej zitierend: „Ich habe ein Vorgefühl, und es muss, es muss so kommen“, das glaubt Alexej am Ende noch immer – und ich auch.“ Manche Bücher leuchten der Welt voran. Wir müssen ihnen nur nachlaufen.

Der Schriftsteller Maxim Biller hat einmal gefragt: „Wie wären wir ohne Literatur? Wären wir dümmer, brutaler, gefühlloser, wenn es keine Romane und Geschichten gäbe? Ich weiß es nicht. Vielleicht lernen wir tatsächlich aus den Büchern, warum es Sinn macht, für eine Frau alles zu geben oder in einem Krieg auf der richtigen Seite

zu stehen. Aber in Wirklichkeit kommt es doch eher auf die Frau oder den Krieg an, nicht wahr?“

Ja. In Wirklichkeit kommt es auf die Wirklichkeit an. Aber manche Bücher können sie eben verändern. Können die Wirklichkeit verändern oder unseren Blick auf sie. Können Risse sichtbar machen, die eigentlich unsichtbar bleiben sollen. Können Zigaretten erschaffen, die es nicht gibt.

Menschen zum Reden bringen, die geschwiegen hatten.
Manche Bücher sind eben keine toten Vogelscheuchen, gefüllt mit Scheiße und Reflexion. Manche Bücher sind gefüllt mit Leben.
Wahrheit. Politik.

Herzlichen Glückwunsch der Stadt Hannover zu dieser großartigen Preisträgerin.

Herzlichen Glückwunsch Anna Prizkau, zu diesem schönen Preis.